

Das Kriegsende in Birnai im Elbetal und unsere wilde Vertreibung aus der Heimat im August 1945 nach Schernberg in Thüringen

Der Zeitzeuge Norbert S. lebte in Birnai, einem Ort an der Elbe im Sudetenland. Der Bericht beschreibt seine Flucht zusammen mit seiner Familie nach Thüringen

1.0 Mai 1945 in Birnai¹ im Elbetal

1.1 Kriegsende

Mein Heimatdorf Birnai an der Elbe, im Kreis Aussig², knapp 50 Kilometer südöstlich von Dresden, wurde erst in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945 von sowjetischen Truppen erreicht, also unmittelbar nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht.

Im Leben unseres Dorfes spielte die Kirche eine wichtige Rolle. Ich, **Norbert S.**, wurde 1943 Ministrant. Auf diesem Bilde, das zu Ostern 1944 entstand, steht - mit der Kerze in der Hand - neben mir **Manfred K.** (1934), der gerade seine Erstkommunion feiert. Mit mir diente noch mein Klassenkamerad **Roman U.**. Meist musste ich jedoch allein ministrieren. Wie alle Jungen in unserem Alter waren Roman und ich Mitglieder des Deutschen Jungvolks (DJ). Wohl um uns Kindern den Besuch des Gottesdienstes unmöglich zu machen, setzte diese Vorstufe der Hitlerjugend jeweils am Sonntagvormittag Dienst an. Dazu mussten wir aus unserem Dorf nach Aussig Schreckenstein marschieren, dort stundenlang Sport treiben, politische Vorträge anhören und dann wieder zurück nach Birnai



laufen, denn am Sonntag gab es zu unserem Dorf keine Verkehrsverbindung. Ich war deshalb froh, als der Amtsarzt mich aus gesundheitlichen Gründen vorübergehend vom Sport befreite. Nun brauchte ich auch nicht mehr am Dienst teilnehmen. Weniger Freude machte es mir jedoch, dass ich jetzt meistens allein ministrieren musste.

Manfred Kunert gehörte am 13. August 1945 mit seinen Eltern zu den Birnaiern, die mit uns vertrieben wurden. Wir marschierten zu Fuß mit unserem Gepäck über Aussig und Tellnitz (Telnice)³ nach Adolfsgrün (Adolfof)⁴. Dazu mussten wir von Schreckenstein (Strekov)⁵ nach Aussig auf der Beneschbrücke die Elbe überqueren, auf der 14 Tage zuvor das Massaker an den Aussiger Deutschen stattgefunden hatte. Das zerbombte Aussig, das ich damals zum ersten Mal sah, bot uns einen schrecklichen Anblick.

¹ Ort im Sudetenland.

² Heute in Tschechien. Heutiger Name: Ústí nad Labem

³ Heute in Tschechien. Der Ort liegt in der Nähe des Südhangs des Osterzgebirges.

⁴ Ortsteil der Gemeinde Telnice unweit des sächsischen Ortes Fürstenwalde auf deutscher Seite.

⁵ Eine gut erhaltene Burgruine im heutigen tschechischen Mittelgebirge.

Leider ist das mir vorliegende Original dieses Bildes von geringer Qualität, wodurch die Vergrößerung stark beeinträchtigt ist.

In den Tagen zuvor zogen viele deutsche Soldaten durch unser Dorf. Sie alle hatten nur ein Ziel. Sie versuchten – wie wir später erfuhren – meist vergeblich, sich nach dem Westen abzusetzen, wo die amerikanischen Truppen vorrückten. Alle waren bemüht, der drohenden sowjetischen Gefangenschaft zu entkommen. Die Elbeübergänge in Aussig waren viele Tage und Nächte lang völlig überlastet. Viele Wehrmachtseinheiten ließen deshalb ihre Fahrzeuge am rechten Elbufer zurück, um zu Fuß zu den Amerikanern zu gelangen. Ihre Route führte über die beiden Brücken, über die Staustufe oder mit einem „entliehenen“ Boot. Einige deutsche Soldaten erbettelten sich von uns Einheimischen Zivilkleidung, um als „Zivilisten“ besser fliehen zu können. Alle staatliche Ordnung löste sich auf. Mit großer Sorge, doch völlig ohnmächtig, blickten die Erwachsenen in die ungewisse Zukunft.

Für uns Kinder aber – ich war damals zwölf Jahre alt – begann nun ein großes Abenteuer. Neugierig inspizierten wir die an den Straßenrändern abgestellten, von ihren Fahrern verlassenen deutschen Militärautos. Wir entdeckten bald ungeahnte Schätze: Konservendosen aller Art, große Pakete mit Fliegerschokolade, Säcke voll Maismehl, Tüten mit Puddingpulver und Kakao. In einem großen Frachtkahn am anderen Elbufer lagerten große Mengen von Fischkonserven, die für die deutsche Wehrmacht bestimmt gewesen waren. Dies alles war nun herrenloses Gut. Und so zogen jetzt viele Bewohner unseres Dorfes, Frauen, Kinder und einige ältere Männer, die nicht zur Wehrmacht eingezogen worden waren los, um diese Lebensmittel für die erwarteten schweren Zeiten nach dem Krieg zu retten.

Uns kleineren Jungen erschienen aber andere Dinge viel wichtiger. Wir hatten einen Kübelwagen der Wehrmacht mit Orden aller Art entdeckt. Und so deckten wir uns mit Eisernen Kreuzen Erster und Zweiter Klasse, mit Kriegsverdienstkreuzen und Verwundetenabzeichen ein. Und einige ganz mutige von uns griffen schnell auch noch nach einer der herumliegenden Pistolen. Wir hatten ja in den Jahren zuvor alle mit Stöpselgewehren und Holzpistolen Krieg gespielt und waren jetzt froh, endlich einmal richtige Waffen in die Hand nehmen zu können, obwohl wir kaum wussten, wie man damit schoss. Und natürlich durften unsere Mütter diese gefährlichen Spielzeuge nicht zu Gesicht bekommen. Deshalb versteckten wir sie in Schuppen oder unter altem Holz im Garten. Als dann später Tschechen als unsere neuen Herren in unser Dorf kamen und wir merkten, dass diese „Spielzeuge“ für uns und unsere Eltern lebensgefährlich werden konnten, „entsorgten“ wir sie so schnell wie möglich im Wald. Dort lagen ja schon die Waffen, die von fliehenden deutschen Soldaten weggeworfen worden waren. In diesen letzten Tagen des „Dritten Reiches“ jagte ein Gerücht das andere. Noch gab es Durchhalteparolen. Man sprach von „Wunderwaffen“, die einen deutschen Sieg herbeiführen würden. Als wir aber in der letzten Ausgabe unserer „Elbtalzeitung“ lasen, dass „unser Führer Adolf Hitler, an der Spitze seiner Truppen heldenhaft kämpfend“ in Berlin gefallen sei, da war auch dem letzten Bürger klar, dass dieser schreckliche Krieg verloren war.

1.2 Vaters Heimkehr

Wir machten uns nun große Sorgen um meinen Bruder Josef (geb. 1928), der als knapp Siebzehnjähriger noch am 1. März 1945 zur Wehrmacht einberufen

worden war und irgendwo im Osten unsere Heimat verteidigen sollte. Auch von meinem Vater Josef (geb. 1902), der seit 1941 Soldat war und immer im Osten kämpfte, hatten wir lange nichts gehört. Jetzt half nur noch beten. Und das taten wir.

Am Morgen des 8. Mai 1945 kam dann die große Überraschung. Eine Frau aus unserem Dorf kam zu meiner Mutter Anna (geb. 1907) und berichtete, dass mein Vater am Ortseingang sitze, völlig erschöpft sei und wir ihn von dort abholen sollten. Wir warteten nicht lange, nahmen unseren Handwagen und fuhren los. Wir fanden ihn bald. Völlig kraftlos saß er am Straßenrand. Wir freuten uns, dass er lebte und nun wieder bei uns war. Wir begrüßten einander. Er hatte hohes Fieber. Schnell setzten wir ihn in den Handwagen. Meine Mutter zog, ich schob, und bald waren wir zu Hause.

1.3 Russen⁶ in Birnai

Schon in der folgenden Nacht zogen russische Truppen in unseren Ort ein. Unser Haus lag am Dorfrand, abseits der Durchgangsstraße. Deshalb merkten wir erst am nächsten Morgen was geschehen war. Als meine Mutter unsere Ziegen füttern wollte, sah sie, dass sich in unserem Garten hinter den Stachelbeerbüschen sieben oder acht Mädchen aus der Nachbarschaft versteckt hatten. Die Angst vor den russischen Soldaten hatte sie zu uns getrieben. Meine Mutter zögerte nicht lange. Sie nahm sie zu uns ins Haus und versteckte sie auf dem Dachboden. Vor die kleine Zugangstür rückten wir einen großen Schrank, so dass unsere jungen weiblichen Gäste vor ungebetenen Besuchern sicher waren. Die armen Mädchen verbrachten einige Tage und Nächte in ihrem Versteck und wurden von uns durch eine Dachluke mit dem Nötigsten versorgt. Erst als ihnen keine Gefahr mehr drohte, verließen sie unser schützendes Haus.

1.4 Zeit der Ungewissheit

Einige Wochen lang zogen sowjetische Militäreinheiten elbaufwärts durch mein Heimatdorf. Nach dem Einmarsch der Roten Armee lag unser Dorf wie in einer Totenstarre. Die Bevölkerung traute sich kaum aus dem Haus. Wir wussten nicht, was jetzt mit uns geschehen würde und waren von der Außenwelt völlig isoliert. Unsere „Elbtalzeitung“ hatte nach dem Bericht über Hitlers Tod ihr Erscheinen eingestellt und die deutschen Rundfunksender waren verstummt. Im Dorf lebten fast nur noch Frauen, Kinder und alte Leute, denn fast alle wehrtüchtigen Männer waren zur Wehrmacht eingezogen worden.

1.5 Erste Tschechen kommen ins Dorf

Als erste wurden nun einige frühere Sozialdemokraten und zwei, drei Kommunisten wieder aktiv. Sie bildeten eine Art Ortsverwaltung und waren die ersten Ansprechpartner für die beiden tschechischen Polizisten, die etwa Ende Mai in unser Dorf radelten und erst einmal um eine Erfrischung baten. Sie waren sehr freundlich. Doch bald sollten wir ganz andere Erfahrungen mit Vertretern unseres Nachbarvolks machen. Die Züge fuhren bald wieder und mit ihnen kamen jetzt jeden Morgen

⁶ Russen ist hier inkorrekt. Die Propaganda des Dritten Reiches setzte die Sowjetunion mit Russland gleich, dies führt in Zeitzeugenberichten dieser Zeit regelmäßig zu diesen ahistorischen Aussagen. Die Sowjetunion bestand aus 12 verschiedenen Staaten, als Union. Hierunter waren nicht bloß Russen, sondern auch diverse andere Völker und Ethnien, die auch in der roten Armee kämpften. Allerdings war die Lingua Franca Russisch, was bei den Zeitzeugen, Herr S. ist hier nicht der einzige, zu dieser Gleichsetzung führen mußte.

tschechische Männer und Frauen, die durch unser Dorf gingen und unsere Häuser begutachteten. Wenn ihnen ein Anwesen gefiel, gingen sie zur Gemeindeverwaltung, die jetzt „Národní Výbor“ hieß, und alsbald wurde dann vor dem Gebäude ein Schild aufgestellt, welches dieses Haus zum "Národní Majetek", das heißt, zum Volkseigentum erklärte.

1.6 Verfügte Beraubung, Demütigungen, Zwangsmaßnahmen

Eines Tages kam auch zu uns ein sehr freundlicher Tscheche, ein Herr P. Er stellte sich uns vor, erklärte, dass ihm unser Haus gefalle und bat uns, ihm ein Zimmer einzurichten, in dem er vorläufig wohnen könne. Er entschuldigte sich dafür, dass er nur sehr schlecht deutsch spreche. Seine Frau, die erst einige Zeit später kommen könne, hätte aber bessere Deutschkenntnisse, so dass wir uns dann gut verständigen könnten. Er fuhr am gleichen Abend wieder zurück in seine Heimat. Wir aber wussten nun, dass uns das Haus, das mein Großvater erbaut und meine Eltern – beide Arbeiter – unter großen finanziellen Mühen um ein Stockwerk erweitert hatten, jetzt nicht mehr gehörte.

Inzwischen hatten die zugewanderten Tschechen, unterstützt von den deutschen Hitlergegnern, die Macht in meinem Heimatdorf übernommen. An der Bekanntmachungstafel erschienen fast jeden Tag auf tschechisch und deutsch neue Anordnungen, denen wir Folge leisten mussten. Zuerst wurden wir natürlich aufgefordert, alle Waffen abzuliefern, einschließlich der Fahrtenmesser des Deutschen Jungvolks. Dann mussten alle Radioapparate, Photoapparate, Schreibmaschinen und Musikinstrumente abgegeben werden. Zudem wurde verfügt, dass das Tragen deutscher Trachten, auch für uns Kinder, verboten sei. Eines Tages wurden neue Lebensmittelkarten ausgeteilt. Wir Deutschen erhielten die gleichen kargen Rationen, welche die Juden im Dritten Reich erhalten hatten, und waren nun verpflichtet, unseren linken Arm mit einer weißen Armbinde zu versehen, so dass wir jetzt schon von weitem als Deutsche zu erkennen waren. Das Betreten von Bürgersteigen und das Sitzen in öffentlichen Verkehrsmitteln waren uns nicht mehr erlaubt.

Als ich eines Tages meinen Freund besuchen wollte, sah ich zufällig, wie tschechische Uniformierte den ersten Bewohner unseres kleinen Dorfes festnahmen. Der älteste Sohn unseres Kaufmanns K., Erhard K., hatte bei der Waffen-SS gedient. Es war ihm gelungen, in den ersten Tagen nach Kriegsende wieder nach Hause zu gelangen. Nun wurde er mit hinter dem Kopf verschränkten Armen von Tschechen die Straße entlang getrieben, die immer wieder auf ihn einschlugen. Bei der kleinen Kapelle in der Ortsmitte wurde er schließlich in ein Lastauto verfrachtet und abtransportiert. Kurz darauf kam es zu einer größeren Verhaftungsaktion. Als nach etwa zehn Tagen zwei der Festgenommenen, die nachweisen konnten, dass sie nicht Mitglieder der NSDAP gewesen waren, wieder nach Hause kamen, war ihnen kein Wort darüber zu entlocken, wie man sie in der Haft behandelt hatte. Die Angst war ihnen in ihre Gesichter geschrieben und die Spuren brutaler Verhöre waren sichtbar.

Unsere Familie im Herbst 1941. Meine Schwester **Annelies**, hier als Baby in den Armen meiner **Mutter Anna** (1907), war im Juli jenes Jahres geboren worden. Hinter ihr schaut unser **Vater Josef** (1902) noch recht zuversichtlich ins Bild. Auf einem Familienbild aus dem Jahre 1943, das wir ebenfalls retten konnten, ist das schon ganz anders. Meinem **Bruder Josef** (1928), vorn links im Bild, ist so etwas wie unbeschwerter Freude anzusehen, wahrscheinlich darüber, dass die ganze Familie zusammen fotografiert wird. Möglicherweise machte einer unserer regelmäßigen Sommergäste diese Aufnahme. Mein **Großvater Anton S.** (1860), der unser Haus etwa im Jahre 1900 erbaut hatte, um näher an seiner Arbeitsstätte, einem Sägewerk in Schreckenstein, zu wohnen, nahm schon bald „Sommerfrischler“ bei sich auf. Auf dem Hausboden fand ich einmal ein Schild „Anton S. Sommerfrische“. Meine Eltern führten diese Tradition bis in die ersten Kriegsjahre fort. Ich lernte noch einen Oberlehrer aus Leipzig, eine Buchhändlerin aus Meißen und zwei Familien aus Dresden kennen. Im Hintergrund des Bildes ist unser Heuschuppen nur undeutlich zu erkennen.



Meinem Bruder gleich lache auch **ich, Norbert S.** (1932), neben Großvater links ins Bild. Ich besuchte damals die dritte Klasse der Birnaier Volksschule. Zwei Jahre später - 1943 - war Großvater mein Firmpate. Er starb nur wenige Wochen danach. So blieb ihm die bittere Erfahrung der Vertreibung erspart. Er wurde noch auf dem Friedhof in Zirkowitz⁷ begraben, wo alle Birnaier Verstorbenen beigesetzt wurden. Seine Frau **Agnes** war ihm bereits 1933 vorausgegangen.

Dieses Foto führten wir im Vertreibungsgepäck mit uns. Im Rucksack wurde es mehrfach geknickt.

2.0 Die „Wilde Vertreibung“

2.1 Vorbereitung

Weil wir immer öfter davon hörten, dass aus vielen deutschen Dörfern und Städten in unserer Umgebung die deutschen Einwohner vertrieben worden waren, zum Teil nur mit ganz leichtem Handgepäck, dass man ihnen aber auch manchmal erlaubt hatte, ein paar Habseligkeiten auf einem Handwagen zu transportieren, bereiteten auch wir uns auf unsere Vertreibung vor.

⁷ Stadtteil der Gemeinde Aussig.

Da wir fest davon überzeugt waren, dass wir unsere Heimat, in der unsere Vorfahren schon seit vielen Jahrhunderten gelebt hatten, nur vorübergehend verlassen würden, vergruben wir – ebenso wie alle unsere Nachbarn – einige Dinge, die wir für wertvoll hielten, im Schuppen und im Garten. Meine Mutter nähte Träger an neue, feste Kartoffelsäcke und füllte sie mit Wäsche, Kleidung und Schuhen. Diese Säcke konnten wir auf unseren Handwagen laden, zur Not aber auch auf dem Rücken tragen. Auch ein paar Lebensmittel, vor allem etwas Brot, legten wir für den Notfall bereit.

Mein Vater arbeitete wieder als Heizer bei den Schichtwerken in Aussig Schreckenstein. Meine Mutter versorgte den Haushalt, den Garten und die beiden Ziegen. Der Schulunterricht, der schon vor Ostern eingestellt worden war, wurde auch jetzt nach Kriegsende nicht wieder aufgenommen. Für uns über zehnjährige Jungen war aber eine Art Arbeitspflicht eingeführt worden. Unter der Aufsicht eines erwachsenen Sozialdemokraten mussten wir an den Vormittagen in einem Sandbruch Sand lockern oder auf den Wiesen an der Elbe Unkraut ausrupfen.

2.2 Wie Tschechen am 31. Juli 1945 auch bei uns im Dorf⁸ Schrecken verbreiten

Die Tage vergingen nur sehr langsam. Wir waren alle voller Unruhe und wussten nie, was der nächste Tag uns bringen würde. Der 31. Juli 1945 war ein sehr heißer Tag. Ich war nur sehr leicht angezogen und beschäftigte mich im Garten am Haus. Am frühen Nachmittag wurde die tiefe Stille, die über unserem Dorf lag, plötzlich unterbrochen. Es klang, als ob hinter den Bergen, die zwischen meinem Heimatdorf und der Kreisstadt Aussig⁹ lagen, wieder der Krieg ausgebrochen sei. Immer wieder ertönte der Hall explodierender Geschosse. Gern hätte ich die Ursache dieses ungewöhnlichen Lärms erfahren, doch erst etwa eine Stunde nach dem Beginn der Detonationen wurde meine erste Neugier gestillt. Karl Z., der in Aussig seine Nachmittagsschicht als Lokomotivführer antreten wollte und der mit seiner Familie in unserem Hause wohnte, kehrte vorzeitig von der Arbeit zurück. Bewaffnete Tschechen hatten ihn schon in Schreckenstein mit Gewalt am Weitergehen gehindert. Sie hatten ihn brutal zusammengeschlagen, dann aber wieder laufen lassen. Er erzählte, dass in Aussig der Teufel los sei. Wir waren voller Unruhe und konnten doch nichts tun. Gegen sechs Uhr abends kam plötzlich ein Trupp bewaffneter junger Tschechen in unser Haus. Ob sie es durchsuchen wollten? Ob sie meinen Vater verhaften wollten, der mit einer Lungenentzündung im Bett lag? Er war immerhin einige Monate vor seiner Einberufung zur Wehrmacht im Frühjahr 1941 Amtswalter der NSDAP gewesen, nachdem sein Vorgänger Soldat geworden war.

Doch sie deuteten auf mich. Ich solle mich schnell anziehen und mitkommen. Ich war völlig verwirrt. Warum wollten sie mich, einen zwölfjährigen Jungen mitnehmen? Meine Mutter reichte mir schnell meinen besten Anzug, ein Hemd und ein Paar Schuhe. Ich zog mich um und ging vor den grimmig dreinblickenden Tschechen aus dem Haus. Auf dem Weg über den Prutschelbach standen schon ein paar gleichaltrige Freunde, bewacht von jungen Tschechen in Zivil, die mit

⁸ Der Zeuge lebte in Birnai, einem Ort im Sudetenland.

⁹ Heute in Tschechien. Heutiger Name: Ústí nad Labem



Mein Heimatdorf: Birnai an der Elbe (Brna nad Labem). Der Ort liegt an der Ausmündung des fast alpin anmutenden Prutscheltals ins Elbetal zu Füßen des Schafranken (links) und des mit großen basaltischen Steinhalden bedeckten Lärchenberges (622 m), der auf dem Bild nicht zu sehen ist.

Birnai wurde im 10. oder 11. Jahrhundert gegründet. 1654 hatte das Dorf 13 Häuser (acht Bauern und 5 Gärtner), 1833 bereits 31 Häuser und 174 Einwohner. Das Dorf kam 1194 an das Kloster Tepl, 1233 durch Verpfändung an den deutschen Ritterorden. Im 16. Jahrhundert kam es an die Herrschaft Lobkowitz, bei welcher es bis 1848 verblieb. 1945 hatte der Ort ungefähr 150 Häuser und 600 bis 800 Einwohner. Darunter befand sich eine rein tschechische Familie, die als einzige nicht vertrieben wurde. Birnai hatte fruchtbaren Boden und ein für die Landwirtschaft und den Obstbau günstiges Klima. Es gab kein Feld, das nicht von einer Reihe von Obstbäumen durchzogen war. Es gediehen Birnen, Äpfel, Aprikosen, Pflaumen, Pfirsiche, Nüsse und vielerlei Gemüse. Es gab nur wenige Kleinbauern, aber kaum ein Haus ohne großen Garten. Viele Birnaier (auch mein Großvater und mein Vater) verdienten sich nach 1900 ihren Lebensunterhalt in den Handwerksbetrieben und Fabriken in Aussig.

Im Sommer nahmen viele Familien in ihren Häusern Sommergäste auf, denn unser Dorf war ein beliebtes Ferienziel. Im Mittelpunkt des Dorfes steht eine kleine barocke Kapelle aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts stammt eine kleine gotische Kirche, die von der Familie des Freiherrn von Herzogenberg errichtet wurde, und in der an jedem Sonntagmorgen mit dem Pfarrer von Zirkowitz ein katholischer Gottesdienst gefeiert wurde. Die wenigen Protestanten gingen zur Kirche nach Schreckenstein.

Das Dorf besaß 1945 einen Bahnhof (Eisenbahnlinie von Tetschen (Decin) nach Leitmeritz (Litomerice)), eine Schiffsanlegestelle für Dampfer, die zwischen Dresden und Leitmeritz verkehrten und eine Bushaltestelle für den Bus nach Aussig.

Mein Elternhaus befindet sich fast in der Ortsmitte, ist aber durch Bäume verdeckt. Dieses Bild zeigt leider nur den Ortskern.

Gewehren, Pistolen und Maschinenpistolen bewaffnet waren. Voller Angst schloss ich mich wortlos meinen Freunden an. Unsere Bewacher

sagten nicht, was sie mit uns vorhatten, doch sie fragten immer wieder, wo noch andere Jungen wohnten. Und so liefen wir von Haus zu Haus durch das ganze Dorf, mit hinter dem Kopf verschränkten Händen, bis sich die meisten Jungen aus meinem Dorf, die älter als zehn Jahre waren, versammelt hatten. Die uns begleitenden Tschechen hatten ihre Gewehre immer auf uns gerichtet.

Man führte uns schließlich in Ulbrichs Gasthaus im Ortszentrum. Dort mussten wir uns auf den Fußboden setzen. Wir wussten nicht, was mit uns geschehen würde. Auch wir Kinder hatten inzwischen gelernt, dass wir Deutschen völlig rechtlos waren, dass die Tschechen mit uns machen konnten, was sie wollten. Wir saßen da und warteten. Es wurde dunkel. Trotz der Anspannung unserer Nerven stellten sich Hunger und Durst ein. Allmählich wurden wir müde. Deshalb versuchten wir uns auf dem Fußboden ein wenig auszustrecken. Ich ergatterte einen Platz unter einem Tisch. Dort fühlte ich mich ein wenig sicherer. Die Tschechen, die uns bewachten, lösten einander immer wieder ab. Sie spielten mit ihren Waffen und schossen auch einmal in die Zimmerdecke, wohl um uns zu zeigen, dass sie scharfe Munition besaßen. Es wurde Nacht. Auch unsere Eltern würden aus Sorge um uns wohl keinen Schlaf finden. Die Nacht schien kein Ende nehmen zu wollen.

Am späten Morgen des nächsten Tages durften wir Jungen, die noch nicht vierzehn Jahre alt waren, wieder nach Hause gehen. Ein Birnaier Sozialdemokrat, Herr Richard R., hatte sich für uns eingesetzt. Er hatte mit den Tschechen verhandelt und auch unsere Eltern beruhigt und ihnen gesagt, dass wir bald wieder nach Hause kommen würden. Einer, der wie ich freikam, war Alfons K. Von ihm weiß ich, dass er später in der DDR in der Volksarmee Oberstleutnant wurde.

Die Jungen über vierzehn aber blieben unter Bewachung im Gasthaus zurück. Sie mussten bis zu unserer Vertreibung am 13. August 1945 tagsüber bei tschechischen Bauern, die inzwischen die ersten deutschen Höfe übernommen hatten, auf den Feldern arbeiten. Die übrige Zeit verbrachten sie unter Bewachung im Gasthof. Unter ihnen war z.B. Walter S., der bei uns in der Nähe wohnte.

Erst später erfuhr ich den Hintergrund unserer Festnahme. Am Nachmittag des 31. Juli hatten sich vier Jungen aus unserem Dorf getroffen und beschlossen auf einen Berg zu steigen, um die Ursache der Detonationen zu ergründen. Sie hatten ein Fernglas mitgenommen. Am Ortsausgang kam ihnen ein tschechisches Ehepaar mit einem Kinderwagen entgegen. Als die vier Jungen an den Tschechen vorbeigehen wollten, zog der Ehemann plötzlich eine Pistole aus seiner Tasche. Er forderte die Jungen auf, mit erhobenen Händen vor ihm her zu gehen. Er brachte sie zu tschechischen Polizisten. Man fragte sie nach ihren Namen, woher sie kamen und wohin sie wollten. Dann ließ man sie wieder laufen. Und am Abend verhaftete man dann alle deutschen Jungen aus unserem Dorf, die älter als zehn Jahre waren. Offensichtlich benutzten die Tschechen aus unserem Dorf die Neugier meiner Freunde, um uns Deutschen zu zeigen, wie rechtlos wir waren, damit wir später unsere Vertreibung als Erlösung betrachteten.

Wir hatten noch Glück im Unglück. Erst später erfuhren wir, dass an jenem 31. Juli 1945 Tschechen die Explosionen in einem Munitionslager bei Aussig zum

Anlass genommen hatten, um viele unschuldige Deutsche in Aussig umzubringen.

2.3 „Nur“ der Ausweisungsbefehl

Am 13. August 1945, gegen 6 Uhr 45 am Morgen, wurden wir von uniformierten Tschechen geweckt, die von einem jungen Deutschen – unserem Nachbarn und weitläufig Verwandten – begleitet waren. Mit den Worten: „Frau S., Sie brauchen nicht zu erschrecken. Wir kommen nur von der Evakuierungskommission“, übergab er uns unseren Ausweisungsbefehl. Er lautete:

*„Der Nationalausschuss in Birnai weist alle Einwohner dieses Hauses Nr. 37 aus dem Gebiet der CSR¹⁰ aus. Die Einwohner dieses Hauses müssen am 13.08.1945 um 06 Uhr früh auf der Sammelstelle bei der Kapelle in Birnai erscheinen. Sie nehmen die nötigen Gegenstände für den Tagesgebrauch, Nahrungsmittel auf fünf Tage und Geld mit. Alle Wertsachen, Schmuckstücke, Gold- und Silbergegenstände, Taschenuhren, Sparkassenbücher usw. werden eingepackt und auf der Sammelstelle mit Wohnungsschlüsseln abgegeben. Die Evakuierten haften für vollkommene Ordnung in ihren Wohnungen, worüber sich der Nationalausschuss noch vor dem Abgang der Evakuierten aus der Gemeinde überzeugen wird.....Nichtbefolgung dieser Kundmachung wird nach dem Militärrecht bestraft.
Mistni narodni vybor Brna n. L.“*

2.4 Letzte Beraubung und Austreibung aus unserem Heimatdorf Birnai

Man gab uns etwa eine halbe Stunde Zeit zum Packen. Wir verstauten noch einige Dinge in unseren Rucksäcken und luden diese auf unseren kleinen Handwagen. Zuletzt trieb meine Mutter unsere beiden Ziegen aus dem Stall in den Garten. Sie sollten nach unserer Vertreibung nicht verhungern. Am Sammelplatz in der Nähe unserer kleinen Kapelle mussten alle Wertgegenstände, selbst die Eheringe, abgegeben werden. Dann mussten wir den Inhalt unserer Rucksäcke auf bereitstehende lange Tische ausschütten. Tschechische Männer und Frauen kontrollierten alles und nahmen was ihnen gefiel an sich, vor allem neuwertige Wäsche und Kleidung. Dafür waren unter den Tischen große Wäschekörbe bereitgestellt. Nach einer gründlichen Durchsuchung der Kleidung, die wir auf dem Leib trugen, trieb man uns Deutsche dann aus dem Dorf. Nur ein paar anerkannte Antifaschisten und Facharbeiter durften zunächst noch bleiben. Sie wurden dann 1946 – etwas „humaner“ – ausgesiedelt.

2.5 Wir verlieren Vater in Adolfsgrün¹¹

In einem langen Zug zogen wir Ausgewiesenen zu Fuß über unsere Kreisstadt Aussig hinauf auf das Erzgebirge, bewacht von schwerbewaffneten tschechischen Soldaten und verhöhnt von vielen tschechischen Zivilisten, die uns mit dem Hitlergruß und den Worten „Wir wollen heim ins Reich“ verabschiedeten. Während der erste Teil unseres Zuges bis Ebersdorf¹², dem letzten sudetendeutschen Dorf vor der sächsischen Grenze geleitet wurde, kamen wir nur bis Adolfsgrün.

¹⁰ Tschechoslovakische Republik.

¹¹ Heute Adolfov, Tschechien. Heute ein Ortsteil der Gemeinde Telnice (Tellnitz) im Okres Ústí nad Labem (Aussig).

¹² Tschechisch Habartice. Das im 13. Jahrhundert gegründete Dorf, ist heute eine Wüstung in Tschechien. In den 1950er Jahren wurden noch bestehende Häuser und Gebäude mittels Militärgerät dem Erdboden gleich gemacht. Heute kann man in dem gebiet noch immer Keller finden.

Es war inzwischen tiefe Nacht geworden. Man wies uns in Häuser ein, deren deutsche Einwohner schon früher vertrieben worden waren. Offensichtlich sollten wir den Rest der Nacht dort verbringen. Doch, bevor wir versuchen konnten, uns auf dem Fußboden ein wenig auszustrecken, erschienen wieder tschechische Soldaten. Sie lasen von einer langen Liste die Namen von Frauen und Männern aus unserem Dorf vor. Darunter war auch der Name meines Vaters. Man forderte ihn auf mitzukommen und die Hände hinter dem Kopf zu verschränken. Wir erhielten keine Gelegenheit uns von ihm zu verabschieden. Ich werde den Blick, den er uns noch zuwarf, nie vergessen. Wir sahen ihn nie wieder. Im Sommer 1946 erfuhren wir, dass er Anfang 1946 im tschechischen Internierungslager Aussig-Lerchenfeld an seiner Lungenentzündung verstarb.

2.6 Verjagt und unwillkommen

Trotz dieser Geschehnisse schlief ich in dieser Nacht ein paar Stunden. Am nächsten Tag mussten wir zunächst nach Ebersdorf, und dann trieben uns unsere tschechischen Begleiter über die sächsische Grenze. Wir gingen die Straße weiter, den Häusern entgegen, die wir am Horizont sahen. Es war die Kleinstadt Geising¹³, die uns sehr unfreundlich empfing.

Kaum hatten wir die Stadt erreicht, da wurde uns schon ein "Merkblatt für Ausgewiesene aus der CSR in die Hand gedrückt, in dem uns unter anderem folgendes mitgeteilt wurde:

"1. CSR-Ausgewiesene dürfen sich in der Stadt Geising im Höchsthfalle 24 Stunden aufhalten.

2. Die Stadt Geising verfügt über keinerlei Lebensmittel.

3. Alle Ausgewiesenen aus der CSR handeln in ihrem eigenen Interesse, wenn sie mit dem nächsten Zug die Stadt verlassen.

5. In Sachsen, das seit vielen Jahren stark überbevölkert ist, sind keine Aufnahmemöglichkeiten für Ausgewiesene.

6. Die dünn besiedelten Gebiete in Mecklenburg, Mark Brandenburg, und Provinz Sachsen (Thüringen) sind noch aufnahmefähig.

10. Jede Rückkehr nach Geising ist strengstens verboten. Zuwiderhandlungen werden mit Zwangsausweisung bestraft."

Große Plakate mit dem gleichen Inhalt begrüßten uns an den Litfass-Säulen, an Bäumen und Bretterwänden. Am Bahnhof teilte man uns mit, dass am nächsten Tag drei offene Güterwaggons bereitgestellt würden, um Frauen mit Kindern die Abreise zu ermöglichen. Weil wir uns von den letzten uns noch verbliebenen Verwandten, meinem Onkel und meiner Tante, nicht trennen wollten, blieb uns nichts weiter übrig, als die Müglitz¹⁴ hinab zu Fuß in Richtung Dresden weiterzuziehen.

2.7 Am Rande der Verzweiflung

Meine Mutter zog den Handwagen, ich schob, und meine vierjährige Schwester Annelies saß auf den wenigen Dingen, die uns jetzt noch gehörten.

11

Nach ein paar Kilometern blieb meine Mutter mit uns beiden Kindern etwas hinter den anderen zurück.

¹³ Ort im Osterzgebirge, unweit der tschechischen Grenze.

¹⁴ Linker Nebenfluß der Elbe.

Sie hatte ihren Lebensmut verloren. Sie ahnte, dass wir unseren Vater nicht mehr wiedersehen würden, fürchtete, dass auch mein älterer Bruder Josef als 16-jähriger Soldat den Krieg an der Ostfront nicht überlebt hatte und sorgte sich um unsere Zukunft fern der geliebten Heimat, mittellos, ohne Ehemann, im vom Krieg zerstörten Deutschland. Sie versuchte, mich zu überreden, mit ihr und meiner kleinen Schwester in dem kleinen Fluss Müglitz den Tod zu suchen. Doch ich hatte keine Lust zu sterben. Ich erinnerte mich an die Worte, die uns Anfang Juni 1943 unser Bischof von Leitmeritz¹⁵, Dr. Anton W., ein knappes halbes Jahr nach der deutschen Niederlage bei Stalingrad bei der Firmung sehr eindringlich zugerufen hatte:

„Es werden sehr schwere Zeiten auf euch zukommen, aber seid gewiss, dass unser Herrgott der Herr der Welt ist, und dass er euch hilft, wenn ihr ihn in eurer Not um Hilfe bittet.“

Ich versuchte, mit diesen Worten auch meiner Mutter neuen Lebensmut zu geben. Vielleicht gelang mir dies. Vielleicht war es aber auch der letzte Satz, mit dem ich meine Mutter vom Freitod abhielt: „Und was ist, wenn Pepi (mein älterer Bruder) noch lebt?“ Jedenfalls zogen wir nach ein paar Minuten weiter in eine ungewisse Zukunft.

Tschechen hatten uns aus unserer Heimat vertrieben, aber Gottes Erbarmen und seine Güte begleiteten uns in die Fremde.

3.0 Ziellos durchs zerstörte Deutschland

3.1 Wenigstens ein Bündel Reisig in Bärenstein¹⁶

Gegen Abend erreichten wir den einsam gelegenen Bahnhof Bärenstein. An diesem Tag fuhr kein Zug mehr und wir waren inzwischen so müde und hungrig geworden, dass wir einfach nicht mehr weiterlaufen konnten. Wir waren inzwischen eine Birnaier Gruppe von fünf Erwachsenen und zwei Kindern. Letztere waren Annelies und ich. Dann waren da noch das Ehepaar H., sowie Tante Emilie und Onkel Franz F. und meine Mutter. Weil wir nicht weiterkonnten, suchten wir das Bahnhofsrestaurant auf und baten die Wirtsleute, uns zu erlauben, die Nacht im Restaurant zu verbringen. Wir versprachen, am nächsten Morgen so früh wie möglich weiterzuziehen. Der Wirt, ein älterer, recht gutmütiger Mann, stimmte zu und gestattete uns, unsere Mäntel und Decken auf dem Fußboden der Wirtsstube auszubreiten. Als wir ihn dann fragten, ob wir uns von den mitgebrachten Lebensmitteln eine Suppe kochen dürften, mischte sich seine Frau ein. Was uns einfiel, sie hätten selber kaum Brennmaterial, um im Ofen Feuer zu machen. Wir wollten schon resignieren und uns hungrig zum Schlaf niederlegen, da kam der Wirt, drückte uns wortlos ein Bündel Holz in die Hand und machte uns Feuer im Herd, so dass wir uns mit unserem eigenen Geschirr eine Grießsuppe kochen konnten. Ein wenig gesättigt und völlig übermüdet sanken wir dann in einen unruhigen Schlaf. Unsere Gedanken waren bei meinem Vater, der als Gefangener der Tschechen in der Heimat zurückbleiben musste. Wir wussten, dass die Tschechen ihre Gefangenen prügeln und hungern ließen. Seine Ungewissheit über unser Schicksal würde ihn zusätzlich quälen. Wir aber konnten ihm nicht helfen, nur für ihn beten.

3.2 Station im zerstörten Dresden

¹⁵ Ort, der zur Region Aussig gehörte und heute den tschechischen Namen Litoměřice trägt.

¹⁶ Ein Ort am Pöhlbach im Erzgebirgskreis in Sachsen.

Am nächsten Morgen aßen wir ein paar Scheiben Brot, die wir von zu Hause mitgebracht hatten. Dann packten wir unsere Sachen wieder auf den Handwagen und kauften am Schalter Fahrkarten nach Dresden. Als der Zug ankam, sahen wir, dass die Wagen schon überfüllt waren. Glücklicherweise waren die meisten der Passagiere unsere Birnaier Landsleute, die schon in Geising den Zug bestiegen hatten und nun bereitwillig noch etwas enger rückten, um Platz zu machen für uns, unsere zwei Handwagen und die Schubkarre der Familie H.

In Dresden-Reick mussten wir umsteigen und sehr lange auf einen Zug zum Dresdener Hauptbahnhof warten. Andere schon länger Wartende rieten uns, gut auf unsere Sachen aufzupassen, denn marodierende Polen seien in der Nähe, die versuchten, die Bahnreisenden zu berauben. Schon kurze Zeit später beobachteten wir, wie zwei junge Männer einem älteren Herrn die Uhr aus der Westentasche nahmen und den Bahnsteig entlang davonliefen. Meine Mutter versuchte, sich ihnen in den Weg zu stellen, doch ein Boxhieb an ihre Brust machte dem Räuber den Weg frei. Am späten Nachmittag erreichten wir endlich unser erstes Etappenziel, den Dresdener Hauptbahnhof.

Es war ein deprimierender Anblick. Der Bahnhof lag in einer Trümmerwüste. Nur noch einzelne Gebäude waren einigermaßen heil. Wohin wir auch blickten, sahen wir fast nur noch Mauerreste. Dresden war eine Ruinenstadt.¹⁷ Doch es fuhren schon wieder Züge, und die Bahnsteige waren voller Menschen, die meisten von ihnen wohl Vertriebene wie wir oder aus der Gefangenschaft entlassene Soldaten, die versuchten, wieder zu ihren Familien zu gelangen.

Die meisten aus meinem Heimatdorf vertriebenen Menschen versuchten, zusammen zu bleiben. Doch wo sollten wir versuchen, neue Lebensmöglichkeiten für uns zu finden? Irgendjemand schlug vor, nach Bayern zu fahren, nachdem wir herausgefunden hatten, dass es Züge von Dresden nach Hof¹⁸ gebe. Deshalb ging auch meine Mutter zum Schalter, um für uns Fahrkarten nach Hof zu kaufen. Schon bald hatte sie die gewünschten Fahrtausweise in der Hand, doch man sagte ihr, es sei völlig ungewiss, wann wieder einmal ein Zug nach Bayern eingesetzt werden könne, denn Lokomotiven und Wagen seien sehr knapp. Wir sollten einfach Geduld haben und auf dem Bahnsteig warten.

Inzwischen war es wieder Abend geworden und wir waren hungrig und müde. Während meine Mutter auf meine vierjährige Schwester Annelies und unsere Sachen aufpasste, ging ich deshalb mit meiner Tante und meinem Onkel los, um in den Trümmern auf dem Bahnhofsgelände ein paar Holzstücke zu suchen. Das war nicht allzu schwierig und bald loderte auf dem Bahnsteig ein lustiges Feuer, auf dem wir wieder unsere Grießsuppe kochen konnten. Wasser für die Suppe hatten wir uns aus einem Wasserhahn auf dem Bahnhof geholt. Dazu gab es dann noch ein Stück Brot. Wie gut, dass meine Mutter vor der Vertreibung noch zwei Brote gebacken hatte. Dann bereiteten wir uns aus Decken und Mänteln auf dem Bahnsteig ein Lager. Irgendwie schafften es wohl alle von uns, ein bisschen zu schlafen. Glücklicherweise regnete es in jener Nacht nicht, denn wir ruhten unter offenem Himmel. Das Glasdach des Dresdener Hauptbahnhofs hatte der Krieg zerstört.

3.3 Unser Versuch nach Bayern zu gelangen

¹⁷ Dresden blieb bis kurz vor Kriegende verschont von schweren Angriffen, jedoch legte ein britisch-alliiertes Bombenangriff in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar die Elbmetropole in Schutt und Asche.

¹⁸ Eine fränkische Stadt in Nordbayern.

Am nächsten Tage wurde auf unserem Bahnsteig tatsächlich ein Zug eingesetzt, der nach Bayern fahren sollte. Er hatte Personenwagen und Güterwagen und die meisten Birnaier schafften es, mit dem was ihnen geblieben war, einen Platz im Zug zu ergattern. Und irgendwann ging es dann los.

Wahrscheinlich schlief ich nach all der Aufregung sehr bald ein, denn ich erinnere mich nur daran, dass wir, als es Abend wurde, in Reichenbach im Vogtland¹⁹ ankamen. Dort hielt unser Zug und wir mussten alle aussteigen. Frauen mit Kindern wurden zu Baracken auf dem Bahnhofsgelände geführt. Man wies uns Stockbetten zu und zum ersten Mal nach unserer Vertreibung aus der Heimat bot man uns etwas zu essen und zu trinken an. Schwestern vom Roten Kreuz schenkten warmen Tee aus und gaben uns Brot.

Wir waren sehr dankbar dafür. Solange ich lebe, werde ich die Stadt Reichenbach im Vogtland nicht vergessen. Erschöpft schlief ich ein, endlich wieder einmal mit einem Dach über dem Kopf. Auch am nächsten Morgen erhielten wir wieder etwas zu essen. Doch dann teilte man uns mit, dass die Grenze zwischen der russischen Besatzungszone, in der wir uns befanden, und Bayern, das zur amerikanischen Zone gehörte, gesperrt sei, dass es zwar noch möglich sei, illegal über die Grenze zu gelangen, doch dass dies aber sehr riskant sei und man nicht nur seinen letzten Besitz, sondern auch sein Leben in Gefahr bringe. Man riet uns, nach Gera²⁰ zu fahren, wo in den nächsten Tagen ein offizieller Vertriebenentransport nach Nordthüringen zusammengestellt werde.

3.5 Über Gera in Kohlewaggons nach Nordthüringen

Nach langen Überlegungen entschieden sich die meisten Birnaier dafür, diesen Weg einzuschlagen. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Gera in Thüringen, wo wir zunächst wieder sehr lange auf dem Bahnsteig warten mussten. Leider waren wir nun wieder auf unseren eigenen Proviant angewiesen, der langsam zur Neige ging. Am Nachmittag wurde dann endlich ein Zug eingesetzt. Er bestand aus offenen Kohlewagen, in denen noch der Kohlenstaub lag. Es war ein sehr langer Zug und sehr viele Bewohner meines Heimatdorfes fuhren nun gemeinsam vom Süden Deutschlands gen Norden. Am frühen Abend hatten wir Gera verlassen. Wir fuhren vorbei an Jena, Weimar und Erfurt. Überall auf den Bahnhöfen sahen wir Bekanntmachungen in englischer Sprache. Wir erfuhren, dass die amerikanischen Truppen erst kurze Zeit zuvor Thüringen verlassen hatten. Es wurde Nacht und es wurde wieder Morgen. Mit kurzen und längeren Stopps fuhren wir die ganze Zeit nach Nordwesten. Ob man uns vielleicht doch noch in die von den Amerikanern oder Engländern besetzte Besatzungszone bringen würde?

Am Montag hatten wir unser Heimatdorf verlassen müssen, nun war es Samstag und wir waren noch immer unterwegs. Am Abend hielt unser Zug wieder einmal. Doch diesmal wurden einige Wagen – auch der, in welchem wir uns befanden – abgehängt und auf ein Nebengeleis geschoben. Kurze Zeit später erschienen Frauen mit Rot-Kreuz-Binden um den Arm an unseren Waggons. Sie teilten Tee und Wurstbrote aus. Wir freuten uns sehr, denn die Lebensmittel, die wir von zu Hause mitgebracht hatten, waren längst zu Ende gegangen. Man sagte uns, dass wir am nächsten Morgen auf die umliegenden

¹⁹ Region in Sachsen.

²⁰ Stadt in Ostthüringen.

Dörfer aufgeteilt würden. Jetzt erst interessierte uns, wo wir eigentlich waren. Am Bahnhof lasen wir das Ortsschild: Sondershausen²¹.

4.0 Ankunft in Schernberg²² – bei der Familie H.

Die Nacht verbrachten wir wieder in unserem Eisenbahnwagen. Am nächsten Morgen wurden einige Waggons nach Hohenebra²³-Bahnhof gebracht und ausgeladen. Dort stiegen wir auf bereitstehende Pferdefuhrwerke oder von Traktoren gezogene Plattenwagen um. Unsere Straße führte zunächst durch ein größeres Waldgebiet. Dann erblickten wir vor uns ein etwas tiefer gelegenes, weites ebenes Land. Aus der Ferne grüßten uns Kirchtürme. Meine Mutter schien jetzt getroster zu sein. „Hier haben wir Wald. Hier gibt es Felder. Hier werden wir nicht umkommen.“ Mit diesen Worten gab sie auch mir und meiner kleinen Schwester neuen Mut.

Die Bauern, die uns mit ihren Fuhrwerken vom Bahnhof abgeholt hatten, kamen aus Schernberg²⁴ in Thüringen, einem größeren Bauerndorf am Rande der Hainleite. Dort luden sie uns vor der Dorfschänke ab. Da standen wir nun, ungefähr sechzig Familien aus Birnai und warteten auf das, was nun geschehen würde.

Es dauerte nicht lange, da kamen die ersten Schernberger Frauen und Männer zur Schänke. Sie betrachteten uns und wählten dann aus, wen sie mitnehmen wollten. Wie wir später erfuhren, hatte ihnen das Bürgermeisteramt mitgeteilt, wie viele Personen sie in ihrem Haus aufnehmen mussten. Wir fühlten uns wie auf einem Sklavenmarkt. Zuerst wurden die wenigen Männer und die zu ihnen gehörenden Frauen zum Mitkommen aufgefordert. Meine Mutter betrachtete mich zwölfjährigen Buben und meine kleine Schwester und seufzte: „Da werden wir wohl lange warten müssen.“ Doch kaum hatte sie dies geäußert, da kam eine Frau auf uns zu. Sie bat uns mitzukommen. Wir setzten Annelies auf unseren Handwagen und fuhren los. Wenige Minuten später erreichten wir den Bauernhof der Familie H. Schon bald darauf saßen wir in der Wohnküche vor einem reichgedeckten Tisch. Neben uns saßen die Bäuerin, die uns abgeholt hatte, ihre alte Schwiegermutter und ihre drei kleinen Kinder Ingrid, Christa und Margret. Sie waren im Alter von zwei bis fünf Jahren. Erst später erfuhren wir, dass die Amerikaner ihren Mann nach Kriegsende interniert und in ihre Zone mitgenommen hatten, weil er eine untergeordnete Funktion in der NSDAP innegehabt hatte. Weil sie nun selbst mit ihren Kindern allein war, hatte sie Mitleid mit uns. Von Anfang an entwickelte sich deshalb eine herzliche Beziehung zwischen uns und der Familie, die uns aufnahm.

Eine ganze Woche waren wir unterwegs gewesen, ohne zu wissen, wann und wo unsere Fahrt enden würde. Wir hatten Hunger und Durst erduldet. Wir waren oft mutlos, verzweifelt gewesen. Jetzt war es Sonntagmittag und Familie H. begrüßte uns mit einem wahren Festtagsschmaus: Zuerst gab es eine köstliche Suppe mit Taubenfleisch und danach Thüringer Klöße mit Rotkohl und Schweinebraten. Wir dankten unseren Gastgebern und wir dankten Gott, der uns eine neue - wie sich erst später herausstellte - nur zeitweilige Heimstatt geschenkt hatte.

Nach dem köstlichen Mahl zeigte uns Frau H. die zwei kleinen möblierten Zimmer im ersten Stock ihres Bauernhauses, die sie als Wohnung für uns

²¹ Heute Kreisstadt des Kyffhäuser-Kreises in Nordthüringen.

²² Ortsteil von Sondershausen.

²³ Ortsteil von Sondershausen.

²⁴ Ortsteil von Sondershausen.

vorgesehen hatte. Schnell begannen wir, unseren Handwagen zu entladen. Doch, bevor wir Zeit fanden zu überprüfen, was uns an Eigentum noch geblieben war, hörten wir ein lautes Schellen auf der Straße. Dann teilte uns der Gemeindediener mit weithin hörbarer Stimme mit, dass auf Befehl des sowjetischen Ortskommandanten alle Dorfbewohner zwischen 14 und 65 Jahren sofort auf die Felder müssten, um die Getreidepuppen umzustellen und sie so vor Fäulnis zu bewahren. Und so zog meine Mutter mit der Bäuerin los auf die Felder. Und ich blieb mit meiner vierjährigen Schwester in unserem neuen Zuhause recht hilflos zurück.

Nach reiflicher Überlegung und bestem Wissen berichtet.